Abonnement für Stettin monatlich 50 Pfennige, mit Trägerlohn 70 Pfennige, auf der Post vierteljährlich 2 Mark, mit Landbriefträgergeld 2 Mark 50 Pfennige.

Inserate: Die 4gespaltene Petitzeile 15 Pfennige.
Redaktion, Druck und Verlag von R. Graßmann. Sprechstunden nur von 12—1 Uhr.
Stettin, Kirchplatz Nr. 3.

Stettiner Zeitung.

Abend-Ausgabe. Mittwoch, den 17. Januar 1883. Nr. 27.

Landtags-Verhandlungen.

Herrenhaus.

6. Sitzung vom 16. Januar.

Der Präsident Herzog von Ratibor eröffnet die Sitzung um 12¼ Uhr mit geschäftlichen Mittheilungen.

Zur Berathung stand heute die Subhastations-Ordnung.

Die meisten Paragraphen gingen debattenlos durch. Nur über den § 22 entspann sich eine längere Berathung.

Zu demselben hatte nämlich Herr Struckmann folgendes Amendement gestellt:

„Ist bei Feststellung des geringsten Gebotes eine Forderung, welche auf mehreren Grundstücken ungetheilt haftet, berücksichtigt worden und ist ein zuverlässiges Gebot nicht abgegeben worden, so ist der betreibende Gläubiger berechtigt, die Abtretung der ersteren Forderung gegen vollständige Berichtigung derselben zu fordern."

Für dieses Amendement erklärt sich eigentlich nur Herr Struckmann selber, gegen dasselbe Graf zur Lippe, Professor Dernburg und der Regierungs-Kommissar Kurlbaum.

Nachdem indessen Professor Dernburg ein Unteramendement zu dem Struckmann'schen Antrage eingebracht, erhielt der somit erweiterte Antrag die Majorität.

Die Debatte über den Rest des Gesetzes übergehen wir, weil diese überaus schwierigen juristischen Spezialien überhaupt nicht im Auszuge mittheilbar und verständlich sind, eine umfangreichere Berichterstattung aber sich immer nur an das Interesse einer höchst beschränkten Minderzahl im Publikum wenden kann.

Hierauf vertagt sich das Haus.

Schluß 4½ Uhr.

Nächste Sitzung: Mittwoch 1 Uhr.

Tagesordnung: Nothstandsvorlage.

Abgeordnetenhaus.

21. Sitzung vom 16. Januar.

Präsident v. Köller eröffnet die Sitzung um 11¼ Uhr.

Am Ministertische: v. Puttkamer, Scholz und mehrere Regierungs-Kommissare.

Tagesordnung:

Der erste Gegenstand ist die dritte Berathung des Gesetzentwurfs betreffend die Bewilligung von Staatsmitteln zur Beseitigung der im Stromgebiete des Rheins durch die Hochwasser herbeigeführten Verheerungen.

Eine allgemeine Besprechung findet nicht statt. Bei § 1 bittet Abg. Bädecker, künftig bei Bemessung der staatlichen Beihülfen nicht gar zu ängstlich auf die Privathülfe Rücksicht nehmen zu wollen. Ferner wünscht Redner, Annahmestellen bekannt zu geben, an welche Naturalleistungen gesendet werden können.

Abg. Natorp schlägt diesbezüglich vor, die Gaben bei dem Oberpräsidenten der Rheinprovinz anmelden zu wollen.

Der Gesetzentwurf, sowie die dazu beschlossene Resolution wird hierauf definitiv genehmigt.

Es folgt die erste Berathung der allgemeinen Rechnung über den Staatshaushalt des Jahres 1879/80.

Die Vorlage geht an die Rechnungs-Kommission.

Hierauf: Fortsetzung der ersten Berathung der Verwaltungsgesetze.

Abg. v. Heydebrand und der Lasa: Wer die gestrige Rede des Abg. Dr. Gneist mit angehört, der müsse die Ueberzeugung mit hinweggenommen haben, daß man der Sache, der man dienen wolle, am meisten schade durch Uebertreibungen; es mache einen schlechten Eindruck, wenn ein Mann wie der Abg. Gneist bei seinen Deduktionen diejenige Objektivität vermissen lasse, welche allen Ausführungen erst den rechten Werth verleihe. Was er an dem Redner zu tadeln habe, das sei die Art und Weise, wie er nach seiner Wandlung gestern die Vorlage angegriffen und bekämpft habe. (Sehr richtig! rechts.) Wer es mit der Selbstverwaltung wirklich gut meine, der müsse seine Hand dazu bieten, daß dieselbe von der „gelehrten Hypertrophie" befreit und alle die Mängel beseitigt werden, die einer Uebertragung des Geschaffenen auf die neuen Provinzen entgegenstehen. Das Bedürfniß einer Revision sei erwiesen und er und seine Freunde hätten keine politischen Hintergedanken, sondern ihr Bestreben sei einzig und allein dahin gerichtet, die Verwaltung so zu gestalten, daß der Apparat einfach funktionire. Die Gutachten der Provinzialbehörden seien ihm werthvoller als das, was Gneist vorgeschlagen habe, die Vorlagen durch eine Sachverständigen-Kommission vorberathen zu lassen. Was dabei herauskomme, habe man bei der Justizorganisation erfahren. Die Vorlagen sprächen zu sehr für sich selbst, daß er nichts dafür zu sagen brauche. Wenn man behaupte, der Laie werde dem Regierungspräsidenten gegenüber seine Ansicht nicht zur Geltung bringen, so theile er diese Befürchtung nicht. Wäre dies der Fall, so wäre die Selbstverwaltung nur eine leere lästige Form, nicht werth, einen Pfennig Geld dafür aufzuwenden. Redner bittet die Parteien, sine ira et studio in die Prüfung der Vorlagen einzutreten und den Parteistandpunkt nicht maßgebend sein zu lassen. Im Lande frage man nicht danach, ob eine Institution den Anschauungen dieser oder jener Partei entspreche, sondern man frage, ob man ohne zu großen Kostenaufwand und ohne zu große Kompliziertheit zum Ziele gelange. Sei auf allen Seiten des Hauses der gute Wille vorhanden, so werde es gelingen, etwas Brauchbares zu schaffen und der Selbstverwaltung die Ruhe zu geben, der sie dringend bedarf. (Beifall rechts.)

Abg. Dirichlet: Gerade als Freund der Selbstverwaltung halte er es für seine dringende Pflicht, den Vorlagen entschieden entgegenzutreten. Sich zunächst gegen die Ausführungen des Vorredners wendend, behauptet Redner, daß das Ruhebedürfniß größer sei, als die Nothwendigkeit des Experimentirens. Man motivire die Nothwendigkeit der Revision hauptsächlich mit der Unhaltbarkeit der gegenwärtigen Organisation, die man bereits seit Jahren eingesehen habe. Aber weshalb habe man denn erst 1880 ein Provisorium geschaffen? Man sollte doch mit dem Bestehenden erst eine ehrliche Probe machen. Man behaupte, daß wenig Klagen über Uebergriffe der Regierungs-Präsidenten laut geworden seien, und vergesse dabei die zahllosen gerade dahingehenden Klagen, die im Laufe des Kulturkampfes erhoben worden seien. Sich zu dem Minister des Innern wendend, bedauert Redner das Vorgehen desselben gegen Gneist und wünscht, daß die Berathung vorübergehen möge, ohne mehrere solcher Inzidenzfälle, welche darauf abzielen, den Gegner lächerlich zu machen, befürchtet indessen, daß dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen werde, da der Minister des Innern sowohl in materieller, wie in formeller Beziehung die Kontinuität mit seinem Amtsvorgänger verleugne. Alsdann kommt Redner auf den Regierungs-Präsidenten als Vorsitzenden der Bezirks-Instanz zurück. Wenn man diesen Vorsitz damit motivire, daß der Landrath den Vorsitz in der Kreis-Instanz führe, so müßte logischer Weise der Minister des Innern auch Vorsitzender des Ober-Verwaltungsgerichts sein. Es empfehle sich auch nicht, den Regierungs-Präsidenten mit neuen Geschäften zu belasten, weil dies leicht störend auf die prompte Abwickelung der Geschäfte einwirken könnte. Eine schärfere Heranziehung des Laien-Elements hält Redner für äußerst bedenklich. Verwerflich sei die Vereinfachung des Instanzenzuges, den man gerade da abschneiden wolle, wo sich praktisch das größte Bedürfniß für die Berufung herausgestellt habe. Der allerunglücklichste Weg sei die Endgültigkeit der Entscheidungen des Kreisausschusses in Armensachen. Hier sei man am allerwenigsten in der Lage, den Instanzenzug zu verkürzen. Indem Redner einige weitere Punkte der Motive der Vorlage eingehend beleuchtet, schließt er seinen Vortrag mit der Bitte, das Haus möge die Vorlage ablehnen, damit das erst mühsam erbaute Dach nicht wieder zum Einsturz gebracht würde. (Beifall links.)

Abg. Tiedemann (freikonservativ) erklärt, daß auch er den gestrigen Zwischenfall mit dem Abg. Gneist, der zu seinen Freunden gehöre und dem er den größten Theil seiner politischen Bildung verdanke, sehr bedauere, aber die Worte Gneist's, die ganz anders in das Land hinausschallten, wie die des Abg. Dirichlet (Gelächter) könnten nur dadurch abgeschwächt werden, daß man ihm Widersprüche nachweise. Auch er sei in der Lage, dies zu thun; so habe z. B. Gneist im Jahre 1875 erklärt, daß die Zusammengehörigkeit der Beschluß- und Streitsachen in den untersten Instanzen nicht blos preußisches, sondern sogar europäisches Recht sei. (Hört! hört!) Redner, der bekanntlich Regierungs-Präsident ist, beleuchtet die Thätigkeit eines solchen und bestreitet, daß derselbe sich bei seinen Entscheidungen von politischen Motiven leiten lasse. Glauben Sie, daß Schankkonzessionen nach politischen Gesichtspunkten ertheilt werden? (Ruf links: „Ja wohl!") Verwerfen Sie diese Vorlage, so schließt der Redner, dann leben wir besser ohne Selbstverwaltung.

Abg. Dr. Meyer (Breslau) beleuchtet die Verhandlungen von 1880 und erklärt, daß das daselbst zu Stande gekommene Gesetz allerdings nicht als ein Fortschritt bezeichnet werden könne. Gleichwohl sollte man an eine Aenderung desselben nur dann gehen, wenn die gemachten Erfahrungen diese Aenderung dringend erfordern. Dies sei hier nicht der Fall. Die Gesetzgebung sei seit 1876 überhaupt ins Stocken gerathen. Er und seine Freunde halten an dem Grundsatze fest: für ein Recht müsse es einen Schutz, für ein in Anspruch genommenes Recht müsse es eine Behörde geben, welche dieses Recht aufrecht erhält. Die Vorlage vernichte eigentlich die Verwaltungsgerichtsbarkeit; das richterliche Mitglied des Bezirksverwaltungsgerichts sei einfach verduftet. Er halte den Richter für ein unentbehrliches Element der Rechtspflege und könne sich die Thätigkeit des Laien nur denken in Verbindung mit dem gelehrten Richter. Er und seine Freunde stehen der Verwaltungsorganisation mit großer Resignation gegenüber; es habe über derselben ein ungünstiger Stern geleuchtet; die schöpferische Kraft, welche zu diesem großen Werke nothwendig sei, war nicht vorhanden. Man sei die Reste der feudalen Herrschaft noch immer nicht los, denn die Aufrechthaltung der selbstständigen Gutsbezirke sei ein solcher Rest. (Sehr richtig! links.) Redner bemängelt das Fehlen einer Landgemeindeordnung, woran so viele nothwendigen Gesetze bisher gescheitert seien. Bis zum Weiterschreiten in der Gesetzgebung werden er und seine Freunde dahin streben, das bisher Geschaffene zu erhalten, und sie würden deshalb in der weiteren Berathung den Versuch machen, jede Position zu vertheidigen. (Beifall.)

Der Minister des Innern v. Puttkamer führt den letzten Bemerkungen gegenüber aus, daß die Behauptung des Vorredners, die Landgemeinde-Ordnung müsse jeder Reform vorangehen, im Lande nicht allgemeine Anerkennung finden würde, und behauptet, daß die Gemeinden sich gegen eine Verschmelzung mit den Gutsbezirken außerordentlich wehren würden, besonders wegen Armenlast. Er halte es für gerathen, diese Frage aus dieser Diskussion auszuscheiden. Der Minister wendet sich alsdann zu einigen anderen Punkten in den Ausführungen des Vorredners und behauptet, daß derselbe die Laien mit den Schöffen verwechsele. Er (der Minister) habe die Hoffnung, daß die Staatsbeamten es verstehen werden, sich mit dem Laienelement in ein freundschaftliches, nicht ein dominirendes Verhältniß zu setzen. Der Kernpunkt der ganzen Sache liege in der Duplizität des Beschwerdeweges gegen polizeiliche Verfügungen, und sei eine sehr eingehende Prüfung dieser Frage dringend geboten, wobei er darauf hinweise, daß frühere Forderungen der linken Seite nach Vereinfachung noch viel weiter gegangen seien, als die Regierung gegenwärtig vorschlage. Stärkung der untersten Instanz sei eine Hauptbedingung der Organisation und deshalb sei bei den Entscheidungen des Kreis-Ausschusses in Armensachen die Berufung abgeschnitten, weil in solchen Dingen nur der unmittelbar Nahestehende ein richtiges Urtheil abzugeben vermöge.

Abg. Dr. Brüel (Centrum) wendet sich zunächst zu dem Vorschlage des Abg. Gneist, durch eine Sachverständigen-Kommission eine unparteiische Vorprüfung der Vorlagen eintreten zu lassen. Er enthalte sich zur Zeit, näher auf diesen Vorschlag einzugehen, ob nicht eine solche Vorprüfung bedenklich sein werde; er könne aber den Gedanken nicht unterdrücken, wie es kommt, daß Herr Gneist diese Idee erst jetzt anregt, zu einer Zeit, wo die Gesetzgebung einen Gang genommen hat, der ihm nicht genehm ist. Es würde doch sehr erwünscht gewesen sein, wenn Herr Gneist einen ähnlichen Gedanken schon vor zehn bis fünfzehn Jahren zum Ausdruck gebracht hätte, damals, als man die Dämme, welche das Recht der Kirche schützen sollten, niederriß und ein ganz neues Gebäude aufführte, das kein rühmliches Zeugniß von Sachkunde ablegt. Wir sind dem Minister dankbar dafür, daß er nicht auf dem Wege fortgefahren ist, und wir hoffen daß, wenn die Vorlage der Regierung Gesetz werden sollte, er demnächst eine Zeit vergehen lassen wird, ehe er sich entschließt, die Selbstverwaltung auf die neuen Provinzen zu übertragen. Denn auch diejenigen, welche den Vorschlägen der Regierung günstig gegenüberstehen, erblicken in denselben doch nur ein Experiment. Die beabsichtigte Vereinfachung der Organisation begrüßen auch wir mit Freuden. Die Vereinfachung bildet indeß das Wesentliche der Vorlage nicht. Der Kernpunkt liegt in dem Rechtsschutz. Die Ausführungen Gneist's entsprechen indeß der Realität nicht. Man betrachtet nun die Verwaltungsgerichtsbarkeit fälschlich als eine vollständige Gerichtsbarkeit, und weil man dies thut, so stellt man auch solche Anforderungen an dieselbe, wie man sie mit Recht an die ordentlichen Gerichte stellen muß. Das kann man aber nicht, wie die unterste Instanz zeigt. Es handelt sich hier immer nur um einen Zweig der Verwaltung, die Verwaltungsgerichtsbarkeit hat mit der ordentlichen Gerichtsbarkeit nichts gemein und muß im Auge behalten werden. Auf die Vorlage selbst eingehend, hebt Redner namentlich hervor, daß die Kommission die Frage gründlich zu untersuchen haben werde, ob es nothwendig und zweckmäßig ist, dem Regierungspräsidenten den Vorsitz im Verwaltungsgericht zu übertragen. Sonstige Ausstellungen würden der kommissarischen Berathung vorbehalten bleiben müssen. (Beifall rechts.)

Die Diskussion wird geschlossen und die Vorlage an eine besondere Kommission von 28 Mitgliedern verwiesen.

Nächste Sitzung: Mittwoch 11 Uhr.

Tagesordnung: Zweite Berathung des Gesetzes betreffend den Erlaß von Polizeiverordnungen, und des Gesetzes betreffend die lauenburgische Verwaltungsorganisation; kleinere Vorlagen.

Schluß 4 Uhr.

Deutschland.

Berlin, 17. Januar. Die Vorbereitungen zu der silbernen Hochzeit des kronprinzlichen Paares sind fast vollendet. Im Hofmarschall-Amt ist man eifrigst damit beschäftigt, die Unterbringung der zu dem Fest eintreffenden fürstlichen Gäste zu arrangiren und die massenhaften Gesuche um Zuschauerbillets abzulehnen. Inzwischen hatten viele Vereine und Korporationen 2c. die nöthigen Vorbereitungen getroffen, um dem Jubelpaar durch werthvolle Geschenke und Glückwunschadressen in künstlerischer Ausstattung ihre Verehrung zu beweisen. Darauf hin hat der Kronprinz den Wunsch ausgesprochen, man möchte gegenüber der furchtbaren Noth und dem entsetzlichen Elend am Rhein von theuren Geschenken 2c. für ihn Abstand nehmen, Glückwunschadressen auf gewöhnlichem Papier würden ihn und die Kronprinzessin nicht weniger erfreuen, als solche, deren Herstellung mit großen Unkosten verbunden sei. In Folge dessen haben die Kriegervereine beschlossen, diesem Wunsche zu entsprechen und die so gemachte Ersparniß den Ueberschwemmten am Rhein zukommen zu lassen. Uebrigens gewinnt es den Anschein, als ob Berlin an diesem Tage sein schönstes Festgewand tragen wollte. In allen Kreisen der Bevölkerung dreht sich das Gespräch ausschließlich um das Fest. Unseren Dekorateuren sind große Aufträge zu Theil geworden, in Gipsbüsten des Jubelpaares ist eine bedeutende Hausse zu verzeichnen, Gasarbeiter sind gesucht und die Kerzenfabrikation florirt. In den Hotels laufen schon jetzt Bestellungen auf Zimmer für die Festtage ein. Werden auch nur Wenige Gelegenheit haben, etwas von dem Glanz des Festes selbst zu sehen, so will man doch an dem Festtrubel Theil nehmen. Und an dem wird es in Berlin am 25. d. M. nicht fehlen.

Ausland.

Paris, 15. Januar. Die Mehrzahl der Vertreter der hiesigen Blätter beschloß heute, zum Besten der durch die Ueberschwemmung in Elsaß-Lothringen Heimgesuchten eine Theatervorstellung zu veranstalten.

Lyon, 15. Januar. Fürst Krapotkin suchte in dem gegenwärtig geführten Anarchisten-Prozesse nachzuweisen, daß eine internationale Verbindung der Anarchisten nicht existire. Krapotkin sprach dann von seinem politischen Leben und erklärte, als das einzige praktische Mittel, um das Loos der Arbeiter zu verbessern, sei ihm die Aufhebung des Besitzthums erschienen. Diese Idee habe trotz Allem weitere Verbreitung gefunden; ein Beweis hierfür sei die

Internationale und die Kommune, welche durch die Verfolgungen gewachsen seien. Die Verurtheilung der Angeklagten würde Proselyten machen. Auf ihn sei das Gesetz vom Jahre 1872 nicht anwendbar, man habe ihn verhaftet, weil er ein Ausländer sei, um dadurch scheinbar das Vorhandensein einer internationalen Verbindung darzuthun. Der gegenwärtige Prozeß ziehe die Blicke aller Arbeiter Frankreichs und des Auslandes auf sich; wenn aber die Arbeiter sehen würden, daß eine internationale Verbindung nicht existire, so würden sie erkennen, daß es sich nur um einen einfachen Klassenprozeß handele. Ohne eine soziale Revolution würden nicht zehn Jahre vergehen; er beschwöre die Gesellschaft, einer solchen vorzubeugen, indem sie die soziale Frage studire, nicht indem sie die Anarchisten verfolge.

Provinzielles.

Stettin, 17. Januar. Die größte Debatte rief in der gestrigen Sitzung der Stadtverordneten die Vorlage betreffend die Festsetzung des Gehalts für den Oberarzt des städtischen Krankenhauses hervor. Die Vorlage beschäftigte bereits in letzter Sitzung die Versammlung. Während der bisherige Oberarzt ein jährliches Gehalt von 7500 Mark erhielt, beantragt der Magistrat, die Stelle jetzt mit 6000 Mark und freier Wohnung auszuschreiben. In letzter Sitzung wurde die Vorlage an die Finanz-Kommission überwiesen, in deren Auftrage gestern Herr Direktor R. Meyer referirte. Derselbe hob noch einmal die zwischen dem Magistrat und anderen Großstädten geführte Korrespondenz über diese Sache hervor. Durch dieselbe sei ermittelt, daß Berlin 2 Oberärzte mit je 6000 Mark jährlich und freier Dienstwohnung angestellt habe; dieselben seien auf 6 Jahre gewählt und haben, falls sie in dieser Zeit dienstunfähig werden, Ansprüche auf Pension, Königsberg zahle 5000 Mark pro Jahr, Köln habe 2 Oberärzte angestellt und zahle jedem 6000 Mark. Bedeutend geringer sei das Gehalt in Magdeburg und Posen, dort hätten die Oberärzte jedoch eine freie Praxis. Wie der Referent hervorhebt, sei in der Finanz-Kommission die Frage angeregt worden, ob es nicht praktisch wäre, zwei Oberärzte anzustellen, einen für die chirurgischen, einen für die inneren Kranken, sie habe jedoch davon Abstand genommen, weil sie der Ansicht sei, daß jeder tüchtige Chirurg auch befähigt sei, die inneren Krankheiten so zu behandeln, daß keinem Kranken Nachtheil erwachse. Auch sei die Zahl der Kranken in unserem Krankenhause weit geringer, als in solchen, wo 2 Oberärzte angestellt sind. Auch die Frage über die Höhe des Gehalts sei in der Kommission eingehend erörtert und verschieden beurtheilt worden. Während von einer Seite vorgeschlagen wurde, es auf der bisherigen Höhe (7500 Mark) zu belassen, um einen älteren, erfahrenen Arzt durch die Höhe des Gehalts heranzuziehen, wurde von anderer Seite geltend gemacht, daß die 1500 Mark, um deren Mehrbewilligung es sich handelt, keinen Grund abgeben würden, einen bewährten Arzt heranzuziehen. Am nächsten liege für Stettin hier die maßgebende Frequenz im Vergleich mit der Krankenanstalt „Bethanien", daselbst lägen auch 120, 130 bis 150 Kranke und sei doch nur ein dirigirender Arzt und ein Assistenzarzt angestellt, während bei gleicher Krankenzahl im städtischen Krankenhause neben dem Oberarzte 3 Assistenzärzte fungiren. Trotzdem ist das Gehalt des dirigirenden Arztes in „Bethanien" bedeutend geringer als das jetzt vom Magistrat vorgeschlagene Gehalt für den Oberarzt im Krankenhause. Die Finanz-Kommission habe sich daher in ihrer Mehrheit entschlossen, dem Antrage des Magistrats zuzustimmen und der Versammlung zu empfehlen, das Gehalt auf 6000 Mark festzusetzen. Es sei ferner noch zur Sprache gekommen, daß die allgemeinen Verhältnisse im Krankenhause auch krankten, daß die zahlenden Kranken in 1. und 2. Klasse sehr spärlich gewesen und in letzter Zeit fast ganz geschwunden seien und seien dafür die verschiedensten Gründe geltend gemacht worden. Einmal sei die Entfernung von der Stadt zum Krankenhause eine sehr große und ein weiterer Uebelstand sei das sehr häufig wechselnde Wärterpersonal. „Bethanien" habe den Vorzug, daß den Aerzten langjährig geschulte Diakonissinnen zur Seite stehen. Vielleicht würde bei dem Wechsel des Oberarztes jetzt in Betreff der Wärter Abhülfe geschaffen; die Alten ergeben bisher nicht, daß Vorschläge gemacht wären, um dem Uebelstande abzuhelfen.

Herr Graßmann hält es für wesentlich, daß durch eine geschickte Wahl des Oberarztes das Krankenhaus, welches jetzt der Stadt viel Geld kostet, zu einem rentablen Institut gemacht werde. Das Krankenhaus in seinem jetzigen Zustande sei besonders bei den zahlenden Kranken sehr in Mißkredit gekommen. Fast täglich gingen bei dem Redner Klagen über die Zustände daselbst ein. Redner will einige Beispiele anführen, wird aber von dem Vorsitzenden unterbrochen, welcher glaubt, daß derartige Beschwerden dem Magistrat schriftlich angezeigt werden müßten. Herr Graßmann erklärt darauf, daß die Thatsache, daß die zahlenden Kranken weggeblieben seien, das beredteste Zeugniß dafür ablege, daß das Krankenhaus Vieles zu wünschen übrig lasse. Redner stellte den Antrag, das Gehalt auf 7500 Mark festzusetzen, damit ein bewährter Arzt herangezogen werden könne. Mit Bezug auf die Zustände im Krankenhause behält sich der Redner weitere Enthüllungen an anderer Stelle vor.

Auch Herr Dr. Sauerhering ist für Festsetzung des Gehalts auf 7500 M.; er glaubt, daß man etwas tief in die Tasche greifen müsse, wenn man dem Krankenhaus auf die Beine helfen wolle.

Herr Domke stellt zu dem Antrage der Finanzkommission das Amendement, falls ein Gehalt von 7500 Mark nicht bewilligt werde, dem zu wählenden Oberarzte, falls derselbe verheirathet sei, eine Fuhrkostenentschädigung von 1000 M. zu bewilligen.

Herr Direktor Lenz hält es für einen großen Uebelstand, daß die technische Leitung des Krankenhauses in einer Hand liege. Wenn in der vom Redner verwalteten Fabrik Kranke nach dem Krankenhaus geschickt würden, drücke stets die Familie derselben den Wunsch aus, den Kranken wieder aus der Anstalt nehmen zu können, weil die Ansicht herrsche, daß sich der Oberarzt so viel mit Operationen beschäftige, daß er sich nur wenig um innere Kranke bekümmern könne. Redner beantragt, 2 Oberärzte anzustellen, einen für chirurgische, den anderen für die inneren Kranken und jedem derselben ein Gehalt von 5000 Mark auszusetzen, dafür jedoch einen Assistenzarzt weniger anzustellen. Dies Gehalt wäre für jeden genügend, da dieselben nebenbei auch freie Praxis ausüben könnten und sich ihr Gehalt dann wesentlich erhöhe. So habe auch der jetzige Oberarzt Herr Dr. Wegner 4–5 Mal so viel verdient als sein Gehalt betragen. Redner schweifte demnächst etwas ab, erwähnte eine Versammlung, die am Abend vorher stattgefunden habe und will die dort geführten Debatten beleuchten, wird aber auf das Unstatthafte dieses Beginnens aufmerksam gemacht. Zur Begründung seines Antrages hebt er schließlich noch hervor, daß im hiesigen Krankenhause im Ganzen 414 Betten aufgestellt seien und daß im Berliner Krankenhause, wo 2 Aerzte angestellt seien, auch nicht mehr Betten existirten.

Herr Kommerzienrath Haker glaubt, daß bei 6000 Mark Gehalt die Auswahl von guten Aerzten groß genug werden würde, während Herr Justizrath Wendlandt die Bewilligung von 7500 Mark empfiehlt, da sich immer bewährtere Aerzte melden würden, je mehr bezahlt würde.

Herr Oberbürgermeister Haken tritt in längerer Rede für die Magistratsvorlage ein. Der Magistrat sei zu derselben hauptsächlich dadurch bestimmt worden, daß keine andere Stadt mehr als 6000 M. für die Oberärzte bezahle. Für das hiesige Krankenhaus 2 Aerzte anzustellen, sei bei einer Krankenzahl von 150 nicht möglich. Wie bei der Wahl vor 4 Jahren würden sich jetzt sicher auch wieder gute bewährte jüngere Assistenzärzte melden. Redner vergleicht das zu bewilligende Gehalt von 6000 M. mit dem Gehalt der höheren Verwaltungsbeamten der Stadt und kommt zu dem Schluß, daß das Gehalt des Oberarztes ein ungleich besseres sei.

Herr Dr. Scharlau erwidert, daß bewährten Assistenzärzten eine bessere Karriere offen steht, welche ihnen bessere Einkünfte sichert, als die Stelle eines Oberarztes am hiesigen Krankenhaus. Sodann wendet sich Redner gegen die Ausführungen des Herrn Lenz. Eine Zweitheilung der Oberarztstelle sei nicht praktisch. Die höchste Belegung im Krankenhause sei mit 240 Kranken, im Durchschnitt 214 Kranken gewesen, daher könnten nicht 2 Aerzte angestellt werden. Ebenso sei es unrichtig, daß die inneren Kranken weniger ärztliche Beachtung hätten, als die chirurgische Abtheilung. Zuerst würde stets von dem Arzte bei den inneren Kranken Visite gemacht, dann begännen erst die Operationen. Nachdem noch verschiedene Redner das Wort ergriffen und der Referent in einem längeren Schlußwort für den Antrag der Finanz-Kommission eingetreten, wird dieser angenommen und alle anderen Anträge abgelehnt.

— In das Krankenhaus wurde die unverehel. Martha Kalisch in Folge eines Bruchs des rechten Oberschenkels aufgenommen; dieselbe ist am 12. d. M. Nachmittags vom Dache des Anbaues Klosterhof 25 gefallen und hat sich hierbei obige Verletzung zugezogen.

— Bei der königl. Polizei-Direktion sind in den letzten Tagen folgende Diebstähle gemeldet: Am 15. d. M. wurden aus einer Altdammerstraße 12 belegenen Küche verschiedene Wäschestücke im Werthe von 10,50 M. und am 16. d. von einem vor dem Hause kl. Oderstraße 5 haltenden Wagen eine große Decke im Werthe von ca. 10 Mark gestohlen.

Kunst und Literatur.

Stettin. Ueber das soeben zur Ausgabe gelangte neueste Werk unseres Chef-Redakteurs Robert Graßmann: **„Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere und namentlich des Menschen,"** urtheilt der Königl. Preußische Staatsanzeiger wie folgt:

Der gelehrte und vielseitige Verfasser, durch die Eigenart seines wissenschaftlichen Standpunkts hinlänglich bekannt, veröffentlicht hiermit ein neues umfangreiches Werk, in welchem er, gestützt auf die besten Vorarbeiten in den einzelnen einschlägigen Gebieten, eine Physiologie des Thierlebens bietet. Das Buch beruht sonach, wie der Verfasser hervorhebt, auf streng wissenschaftlicher Basis und verfolgt einen ebenso streng wissenschaftlichen Weg, gelangt aber, infolge selbstständiger, eigenartiger Beobachtungsweise zu mancherlei neuen Ergebnissen, von denen Verf. hofft, daß sie auf die Wissenschaft nicht ohne Einfluß bleiben werden. Der erste Theil beschäftigt sich mit dem „Geweideleben", wie der Verfasser es nennt, giebt zunächst eine Statik über den Umsatz des thierischen und menschlichen Leibes nach den neuesten Untersuchungen und beleuchtet sodann die Funktionen der inneren Organe, wobei er namentlich in Bezug auf die Verdauungsthätigkeit eine neue Erklärung versucht. Der zweite Theil, das „Leibesleben" behandelnd, sucht in die noch vielfach dunkelen Verrichtungen der Nervenfibern Licht zu bringen. Hier werden namentlich die Theorie von den Hemmungsnerven, die Theorie von den elektrischen Zellströmen und die psycho-physischen Probleme zurückgewiesen. Auch in Bezug auf die Muskelthätigkeit, das Vorstellungs- und das Seelenleben werden ganz neue, von den bisherigen abweichende Ansichten entwickelt. Das Werk bietet den Gelehrten und Laien also mancherlei Neues, läßt die Vorgänge des Lebens in einem vielfach neuen Lichte erscheinen und sucht manche bisher dunkle Partie dem Verständniß näher zu bringen. Da der Verfasser aber des Widerspruchs von Seiten der Fachgelehrten gewiß ist, so fordert er in der Vorrede dieselben ausdrücklich zur Widerlegung auf und erklärt, daß, wenn ihm Irrthümer nachgewiesen werden sollten, er dieselben offen anerkennen werde. Auch vertheidigt der Verfasser seine Art zu schreiben, welche Fremdwörter und Kunstausdrücke zu vermeiden sucht (dieselben jedoch stets in Klammer daneben setzt). Der stattliche, sehr gut ausgestattete Band ist mit zahlreichen instruktiven Abbildungen illustrirt. Mit demselben gelangt das Unternehmen Graßmanns, ein großes umfassendes „Gebäude des Wissens" zu errichten, wieder um einen bedeutenden Stein aufwärts. Das „Gebäude des Wissens" soll im Ganzen zehn Bände umfassen. Als erster und zweiter Band ist bereits 1872 „Die Formenlehre" und 1875 „Die Wissenschaftslehre" ausgegeben worden; beide Bände sollen aber später in ganz neuer Bearbeitung erscheinen. Der dritte Band „Die Lebenslehre oder Biologie", erster Theil, ist in zwei Büchern „Das Weltleben oder die Metaphysik, 1881" und „Das Pflanzenleben oder die Physiologie der Pflanzen, 1882" erschienen. Der vierte Band „Die Lebenslehre oder Biologie, zweiter Theil" wird durch das vorliegende Buch: „Das Thierleben oder die Physiologie der Wirbelthiere und namentlich des Menschen, 1883" gebildet. Der fünfte Band „Die Sittenlehre oder Ethik, erster Theil" ist unter der Presse, wird demnächst erscheinen und zwei Bücher umfassen: „Die Menschenlehre oder die Anthropologie" und „Die Verkehrslehre oder die Lehre vom Hause und vom Gewerbe."

Vermischtes.

— (Sonderbare Menschen.) In Florida lebt eine eigenthümliche Menschenart, die „Crackers". Ein Korrespondent des „Cinc. Volksbl." schildert sie so: Es sind Lehm essende, hagere, blasse, lederhäutige Menschen, dumm bis zur Lächerlichkeit, mit ungekämmtem, gewöhnlich hochblondem Haar und einer widerlichen Nachlässigkeit im Gebahren, wie sie nur bei Halbwilden zu finden ist. Man ist geneigt, in ihnen lebendige weiße Mumien zu sehen. Wer oder was sind die „Crackers?" Von welchem Volke sie abstammen, habe ich nicht ergründen können. Träge, argwöhnisch und rachsüchtig, sind sie dem Fortschritt ein Stein im Wege. Man sagt mir, diese Menschen ständen glücklicherweise auf dem Aussterbe-Etat. Die wenigen Wohnstätten der „Crackers", welche ich sah, bestanden aus Blockhütten mit niederen Dächern, ohne Thüren und Fenster, nur Thürlöcher und Feuerstätten besaßen diese Hütten. Keine Gärten oder Spuren von Bodenbewirthschaftung — ausgenommen einen dürftigen Fleck von Kartoffelfeld. Ein See oder eine Quelle in der Nähe giebt das wenige nöthige Wasser; Schweine, Wild, Palmettokohl, Süßkartoffeln und wilde Früchte sind ihre Speise. An Stelle des Salzes und Pfeffers genießen sie Lehmkugeln. Ich glaubte meinen Sinnen nicht trauen zu dürfen: Lehm? Ja wohl, veritabler Lehm. Derselbe ist etwas salzig und das genügt diesen Menschen als Gewürz.

— (Weibliche List.) Ein Ehemann saß in seinem Geschäftslokale, als ihm ein Brief überreicht wurde, auf welchem er zu seinem Befremden die Handschrift seiner Frau erkannte. Mit Bestürzung las er Folgendes: „Ich bin genöthigt, Dir etwas mitzutheilen, was Dir ohne Zweifel unangenehm sein wird, doch ist es meine Pflicht, Dich davon zu benachrichtigen. Ich bin fest entschlossen, daß Du es wissen sollst, möge daraus entstehen, was da will. Ich wußte schon vor einer Woche, daß diese Prüfung an mich herantreten würde, aber ich hielt es geheim bis heute, wo denn endlich die Krisis eingetreten ist und ich es nicht länger verheimlichen kann. Du mußt mich nicht zu hart verurtheilen, sondern die Sache nehmen, wie sie ist. Ich hoffe, daß es Dich nicht zu sehr überraschen wird. — Das Mehl ist alle. Bitte, sende mir etwas heute Nachmittag. Ich dachte, daß Du bei dieser Art der Mittheilung es nicht vergessen wirst."

Telegraphische Depeschen.

Paris, 16. Januar. Das bereits erwähnte Manifest des Prinzen Jerome Napoleon, welches an mehreren Orten der Stadt angeschlagen war und von der Polizei entfernt wurde, wendet sich gegen die Uneinigkeit des Parlaments, spricht von dem Verfall der Armee, des Richterstandes, des Handels, von der in den Finanzen herrschenden Verschleuderung und von dem Anwachsen der Schuld. Wenn die Religion angegriffen werde durch den Atheismus, so finde Der, der die Angreifer verfolge, keinen Schutz, die Anwendung des Konkordates allein könne den religiösen Frieden gewähren. Auch die sozialen Fragen müßten erwogen werden. Die auswärtige Politik Frankreichs leide an Schwäche. Der Prinz nimmt schließlich die napoleonische Erbschaft für sich in Anspruch, weist ein Zusammengehen mit den Royalisten zurück, erinnert an die wiederholten Plebiszite und appellirt an das Volk, dessen Sache er vertrete.

Der Präsident Grevy befindet sich vollständig gesund und wohl und präsidirte heute Vormittag einem Ministerrathe.

Paris, 16. Januar. Das sogenannte „Manifest" des Prinzen Jerome Napoleon wird allgemein belacht. Von keiner Seite wird demselben irgend welche ernsthafte politische Bedeutung beigemessen; die bonapartistischen Blätter verweigerten übrigens die Aufnahme dieses Manifestes, da sie in demselben lediglich eine Kompromittirung der bonapartistischen Sache erblicken, und dieserhalb mußte sich Prinz Napoleon an den „Figaro" wenden, der die Sache als sensationell und interessant veröffentlicht hat, ohne sich deshalb zu der Partei des Prinzen zu bekennen.

Paris, 16. Januar. Prinz Napoleon ist heute Nachmittag verhaftet und in die Konciergerie gebracht worden. (B. B.-C.)

Paris, 16. Januar. (B. B.-C.) Die Verhaftung des Prinzen Napoleon erregt allgemeine Mißbilligung. Man tadelt die Regierung, weil sie durch die Inhaftnahme des Prinzen und die jetzt wahrscheinlich erfolgende Verurtheilung resp. Landesverweisung desselben dem Versuch desselben, die Gemüther zu erregen, eine so große Bedeutung beimißt. Die Verhaftung wurde heute Mittag in einem Ministerrath, der ad hoc unter dem Vorsitz des Präsidenten Grevy abgehalten wurde, beschlossen, trotzdem einzelne Minister eifrig gegen dieselbe protestirt haben sollen.

Paris, 16. Januar. Deputirtenkammer. Jolibois interpellirte die Regierung wegen der Verhaftung des Prinzen Napoleon und erklärte, das Manifest desselben sei ein einfaches Preßvergehen, der Prinz habe von seinem Rechte Gebrauch gemacht das öffentliche Ministerium habe dagegen das ihm zustehende Recht überschritten. Der Justizminister erwiderte, das Manifest sei nicht allein durch die Presse veröffentlicht, sondern auch angeschlagen worden. Diese Thatsache sei der Gerichtsbehörde mitgetheilt worden, welche volle Aktionsfreiheit hatte. Sie habe den Verhaftungsbefehl erlassen, die Gerichtshöfe würden darüber zu befinden haben. Die Regierung sei entschlossen, fest und strikt über die Beobachtung der Gesetze durch alle Bürger, selbst durch den Prinzen Jerome zu wachen. Floquet billigte die Erklärungen des Ministers und brachte einen Antrag ein, dahin gehend, allen Mitgliedern von Familien, welche in Frankreich einmal geherrscht, den Aufenthalt in Frankreich, Algerien und den französischen Kolonien zu untersagen. Floquet beantragt die Dringlichkeit für seinen Antrag. Martin-Feuille beantragte eine Tagesordnung, in welcher die Zustimmung zu dem Vorgehen der Regierung ausgesprochen wird. Dieselbe wurde mit 417 gegen 89 Stimmen angenommen. La Rochefoucauld-Bisaccia erklärte, daß er Gewicht darauf lege, die Persönlichkeit des Königs und der Prinzen von diesem Zwischenfalle fernzuhalten. (Lebhafte Proteste gegen den Ausdruck „König", welchen der Präsident für inkonstitutionell erklärt.) Die Dringlichkeit für den Antrag Floquet wurde schließlich mit 328 gegen 112 Stimmen genehmigt.

Paris, 16. Januar. Der „Temps" berichtet über eine Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit dem Prinzen Napoleon, in welcher dieser erklärte, er habe das Manifest erlassen, weil Alles in der Republik schlecht gehe. Diese könne keine lebensfähige Regierungsform sein, sie habe nicht die Weihe durch das Plebiszit erhalten. Der Prinz ist für das Listenskrutinium und will ein durch das Volk gewähltes Oberhaupt an der Spitze der Republik, wie dies in den Vereinigten Staaten der Fall ist. Mit der gegenwärtigen Kammer sei es unmöglich, auf irgend Etwas zu hoffen. Er sei ein Gegner des monarchischen Regime, wenn Graf Chambord versuchen sollte, auf den Thron zu steigen, würde er der Erste sein, der ein Gewehr ergriffe, und die Barrikaden bestiege. Er halte ein parlamentarisches Regime in einer Republik für unpraktisch, ein solches sei nur gut in einer konstitutionellen Monarchie. Der Prinz ist von der Legalität seines Manifestes vollkommen überzeugt, er habe vor Publizirung desselben die Ansichten kompetenter Personen eingezogen; diese hätten die in dem Manifeste gebrauchten Wendungen gebilligt und erklärt, die Gesetze gestatteten den öffentlichen Anschlag desselben.

Paris, 16. Januar. Die „Agence Havas" erklärt das Gerücht, daß die französische Regierung den Zusammentritt einer Konferenz über die egyptische Frage herbeizuführen beabsichtige, für vollständig unbegründet.

Paris, 16. Januar. Nach einer Meldung der „Agence Havas" aus Philippopel soll die Pforte Aleko Pascha angewiesen haben, sich wegen seines Verhaltens bei dem russischen General-Konsul zu entschuldigen, Aleko soll sich aber geweigert haben, dies zu thun.

Lyon, 16. Januar. Anarchistenprozeß. Die heutige Verhandlung wurde durch die Plaidoyers ausgefüllt. Die meisten Angeklagten vertheidigten sich selbst und erklärten, daß sie bereit wären, ihre Thätigkeit von Neuem zu beginnen.

London, 16. Januar. Bei einer in der verflossenen Nacht in der City stattgehabten Feuersbrunst kamen 5 Personen um's Leben, 4 wurden verwundet.

Dublin, 16. Januar. Gegen 1 Uhr heute früh griffen mehrere junge Leute, welche Studirende der Medizin sein sollen, zwei Polizei-Offizianten thätlich an, so daß einer der letzteren genöthigt war, von seinem Revolver Gebrauch zu machen. Mit Hülfe der hinzukommenden Polizeimannschaften gelang es, vier der Unruhstifter zu verhaften.

Kairo, 16. Januar. Der englische Konsul in Alexandrien, Cookson, ist zum Vertreter Englands in der internationalen Kommission zur Feststellung der Entschädigungssumme für die durch die Plünderungen und Brandstiftungen entstandenen Verluste ernannt worden. Zwei englische Infanterie-Regimenter werden in 14 Tagen nach Malta abgehen.

Die Stunde der Vergeltung.

Roman von

E. Conmann.

33)

„Richten Sie," fuhr er fort, „Ihre Blicke vorhin, auf die Behausung, die früher Julian inne gehabt hatte. Ich rede natürlich nicht von dem Geschwätz des Willins, den Fürsten Garesko und seine Tochter betreffend — diejenigen, die mit mir zu thun gehabt haben, verschwinden für immer, sie kommen sicher nicht wieder! Daß er aber und bereits vor ihm auch Julian gerade diese Personen vor Ihnen, Herr Herzog, genannt hat, darin sehe ich eine Absicht, etwas wohl Berechnetes. Glauben Sie mir, von diesem Hause aus droht am meisten die Gefahr. Die Person, die es bewohnt, ist nicht stark genug, um selbst und direkt gegen Sie und uns Alle zu handeln: sie muß aber scharfe Waffen besitzen, die sie Anderen in die Hand geben kann. Nun denn — Herz und Hand müssen jetzt auch unerbittlich bei uns sein und vor nichts mehr zittern oder stocken!"

Alle schwiegen längere Zeit unter dem Eindrucke dieser Rede, deren Wucht Keiner verkennen konnte oder unterschätzen mochte.

Auch den Herzog hatten des Doktor's Worte, die dieser mit auffallender Festigkeit und Entschiedenheit gesprochen hatte, in eine nervöse Aufregung versetzt.

Mit ungleich heftigen Schritten ging er im Zimmer auf und ab. Er theilte vollkommen die Ansicht des Doktors. Es war keinem Zweifel unterworfen, die Lage war so bedenklich und drohend, daß schnelles und entschlossenes Entgegentreten zur unabweislichen Nothwendigkeit wurde.

Er selbst wußte sich so fest in seinem ganzen Wesen, so gestählt gegen jede Schwäche, daß ein Schwanken bei ihm ganz außer der Möglichkeit des Denkbaren lag. Gefühlsrücksichten oder Mitleid kamen bei ihm nicht in Betracht; sein vergangenes Thun und Leben, die Kühnheit, die er in seinem kein Verbrechen scheuenden Treiben entwickelt, hatten dergleichen menschliche Regungen längst in ihm erstickt.

Endlich wandte er sich zu seinen Genossen.

„Zunächst," sagte er, „und mehr als alles Uebrige, ist für uns Sally Gower gefährlich, da wir nicht wissen, in wie weit sie sich unseren unbekannten Gegnern anschließen will. Das hängt davon ab, ob unter ihnen Jemand ist, der ihr Herz oder ihre Phantasie beschäftigt. Jedenfalls aber weiß sie zu viel! Wir waren einmal schwach oder vielmehr leichtfertig genug, diese Mitwisserin nicht für immer unschädlich zu machen; diese Schwäche oder dieser Leichtsinn rächt sich jetzt. Noch aber ist es Zeit, weiteren Folgen vorzubeugen; es kommt nur darauf an, Sally stumm zu machen und dazu ist Doktor Slammers mit seinen Kenntnissen der geeignetste."

Mit einem unheimlichen Lächeln sagte der Doktor:

„Ich war so fest von dieser Nothwendigkeit überzeugt, daß ich bereits meine Maßregeln getroffen habe. Birko, beiläufig gesagt, ein Mensch, wie ich ihn schlauer, energischer und unermüdlicher in meinem doch reich bewegten Leben nie gesehen, hat schon meine Anweisungen; zum Handeln erwartete ich nur, daß der Herr Herzog mir dies befehle . . ."

„Ohne Bedenken!" bemerkte der Herzog; „dann aber haben wir auch Ruhe. Nur keine Schwäche, und festes Zusammenhalten! Ich muß vollständig auf Sie Alle rechnen können wie bisher. Was diese Lady Clarisse betrifft, so ist ihr aus verletzter Fraueneitelkeit hervorgehender Haß weder besonders erschreckend noch furchtbar — schlimmsten Falls schicken wir sie zu den Anderen, ihnen Gesellschaft zu leisten!"

Der Herzog sagte diese grausamen und abscheulichen Worte mit rauhem und hartem Lachen.

Dann aber sich schüttelnd wie ein erwachender Löwe, fuhr er fort:

„Sie sind wahrhaftig verblendet, wahnsinnig alle diese unvorsichtigen Thoren! Ja, äußerlich habe ich die Hülle des durch die moderne Zivilisation abgeschwächten Lebemannes angelegt — aber hier, hier im Innern birgt sich der wilde, der alles wagende Tsigane — mögen sie sich hüten, den zu erwecken! Ihr alle, Medici, d'Asson, van Herbrook und vor allem Du, Baref, Ihr habt mich kennen gelernt, Ihr müßt wissen, daß mich nicht Thränen, nicht Blut je von dem abgewendet haben, was ich gewollt und beschlossen — und so wird es auch ferner sein! Was vermögen sie auch? Nichts gegen den äußern, nichts gegen den innern Menschen, der Herzog von San Balmo wie Markos der Tsigane ist unverwundbar für sie! Was Sally betrifft . . ."

„Von der," fiel der Doktor ein, „werde ich Ihnen morgen früh sagen: sie ist nicht mehr zu fürchten."

26.

John Baxter war ein entschlossener Mann und sicher einer der vorzüglichsten und gewandtesten Agenten, über welche die Polizei zu verfügen hatte; die größten Vorsichtsmaßregeln waren von ihm, und anscheinend mit bestem Erfolge, getroffen worden, Sally Gowers Anwesenheit in Brighton zu verbergen.

Dem durchtriebenen Birko aber war es, wie wir gesehen, doch gelungen, zu entdecken, was Baxter zu verbergen suchte, und den Doktor davon zu benachrichtigen; es waren so in gewissem Sinne Minen und Gegenminen gelegt und damit noch im Laufe desselben Tages zwei Ereignisse herbeigeführt worden, deren Folgen der Herzog sicher nicht geahnt hatte und die auf die letzte Entwickelung dieses langen und finsteren Dramas einen entscheidenden Einfluß haben sollten.

Wenige Augenblicke vor der gewöhnlichen Eßstunde wurde die Küchenthür in dem von Sally Gower bewohnten Hause geöffnet; eine Männerstimme fragte durch dieselbe:

„Mistreß Doddle?"

Die bejahrte und wohlbeleibte Köchin, die soeben eine kleine Schüssel mit einladend aussehendem Taubenragout angerichtet und vor sich auf den Kochofen gestellt hatte, wandte sich um mit den Worten:

„Mistreß Doddle? — nun hier ist sie, was soll sie?"

Ein Mann in sehr einfacher, aber sehr sauberer Reisekleidung, in strammer militärischer Haltung, eine Artilleristenmütze auf dem Kopfe, trat ein.

„Mistreß," sagte der Soldat ein wenig im Tone des Rapportes, „ich bin in Woolwich in Garnison und ein Kamerad Ihres Sohnes."

„Mein guter Dick, mein Herzensjunge," rief gerührt Frau Doddle, „er ist gesund und munter? Aber treten Sie doch näher, mein Freund — ein Gläschen Gin?"

„Verweigert der Soldat nie . . . Danke, auf Ihr Wohl! Die Sache also ist die: Bob Halders, von der zweiten Kompagnie, der die Ehre hat, Sie zu begrüßen, hat dreiwöchentlichen Urlaub erhalten, um seine alten Eltern zu besuchen. Da sagte Kamerad Dick: Bob, Du bist mein Freund; in Brighton steigst Du aus, gehst zu meiner guten Mutter, grüßest und küssest sie herzlich in meinem Namen . . . darf ich?"

„Gewiß, mein Freund, einen Kuß, den Dick mir schickt!"

Der Artillerist drückte ihr einen herzhaften und schallenden Kuß auf die Lippen und fuhr fort: „Er hat mich auch beauftragt, Ihnen zu sagen ."

„Was denn? was will mein Dick?"

„Daß er eine Bekanntschaft gemacht hat."

„Eine Bekanntschaft?" fragte stirnrunzelnd Frau Doddle.

„Ja, eine reiche Bäckerstochter."

Mistreß Doddle's Gesicht klärte sich schnell wieder auf.

„Wie Sie wissen, Mistreß, hat sich Freund Dick nur für fünf Jahre engagirt . ."

„Ganz recht."

„Vier sind davon schon verflossen; nach Ablauf des letzten wird er seinen Abschied nehmen . . . . Jane Burton, so heißt seine Erwählte, die ihn sehr lieb hat, will ihn dann heirathen und hat ihren Papa so lange gebeten, bis er seine Einwilligung gegeben hat."

„Der liebe, brave Junge!" rief die glückliche Mutter aus, „er hat mir immer Freude gemacht — und nun gar eine reiche Schwiegertochter! Wie sieht sie denn aus?"

„O, sie wird Ihnen Ehre machen, Mistreß, sie ist bildhübsch."

„Dachte ich es doch! er weiß schon zu wählen."

„Sie hat aber auch schon daran gedacht, ihrer künftigen Schwiegermutter eine Ueberraschung, eine Freude zu machen . ."

Börsen-Bericht.

Stettin, 16 Januar. Wetter: hell Temp Mrgs — 3° R, Mittags — 1° R. Barom. 28"2"'. Wind SO.

Weizen etwas matter, per 1000 Klgr loko geld 160—178, weiß 163—178, geringer 140—157, per April-Mai 183,5—183 bez., per Mai-Juni 184,5 bez., per Juni-Juli 186 Bf., 185,5 Gd., per September-Oktober 190 Bf. u. Gd.

Roggen wenig verändert, per 1000 Klgr. loko inl 123—128, geringer 116—122, per Januar 133—132,5 bez., per Januar-Februar do., per April-Mai 135,5 bez., per Mai-Juni 136,5—136 bez., per Juni-Juli 137,5 bez., per Juli-August 138,5 Bf. u. Gd., per September-Oktober 141 Bf. u. Gd.

Winterrübsen behauptet, per 1000 Klgr. per April-Mai 290 bez., per September-Oktober 273 bez.

Gerste unverändert, per 1000 Klgr loko Oderbr., Märk u. Po. 113—118, geringe 98—106, feine Qual. 126—146 bez.

Hafer still, per 1000 Klgr. loko Pomm 100—117.

Rüböl höher, per 100 Klgr. loko ohne Faß bei Kl. flüss. 65,5 Bf., per Januar 65,5 Bf., per April-Mai 65 bez., per September-Oktober 61 Bf. u. Gd.

Spiritus matter, per 10,000 Liter % loko ohne Faß 50,1 bez., per Januar 50 bez., per April-Mai 52 bez., per Mai-Juni 52,6 Bf. u. Gd., per Juni-Juli 53,5 Bf. u. Gd., per Juli-August 54,2 Bf. u. Gd.

Petroleum per 50 Klgr. loko 8,70 tr. bez., alte Us. 9 do.

„Was ist's denn? sagen Sie schnell!"

„Ein Geschenk! Da, Mistreß Doddle, nehmen Sie!"

Dabei überreichte er ihr, nahe herantretend, ein hübsches Korallenkreuz an silberner Kette.

„Gott steh mir bei!" rief die glückliche Mutter freudestrahlend aus, „das nenne ich doch eine unerwartete und schöne Ueberraschung! Ich will es aber auch gleich anlegen."

Sie trat einige Schritte zurück gegen die Wand zu, an der ein kleiner Spiegel hing.

Mit Blitzesschnelle nahm der Soldat ein schon in der anderen Hand bereit gehaltenes ganz kleines Fläschchen und goß dessen Inhalt in die vor ihm stehende Schüssel mit dem Taubenragout.

„So," sagte Mistreß Doddle, sich wieder umwendend, „wie steht es mir?"

„Prächtig, Mistreß — Sie sehen aus wie eine Lady."

„Jetzt, mein Junge, will ich nur schnell der jungen Dame ihr Essen hinauftragen, und dann müssen Sie mir noch recht viel von meinem Dick und seiner Braut erzählen."

„Heute unmöglich, Mistreß; ich habe noch vier Stunden Eisenbahnfahrt und dann noch drei Stunden zu Fuß durch Feldwege zu machen, wenn ich morgen früh bei den Alten ankommen will. Ich muß also den nächsten Zug nehmen und schnell zum Bahnhof; aber auf meiner Rückreise richte ich mich ein, länger bleiben zu können und dann wollen wir nach Herzenslust schwatzen!"

„Das ist schade, aber wenn's sein muß .... Nun denn, mein Junge, besten und schönsten Dank, und glückliche Reise!"

„Auf Wiedersehen also, Mistreß Doddle, und bleiben Sie mir hübsch gesund!"

Unten angelangt, rieb sich Birko, den unsere Leser in dem Artilleristen schon errathen haben, vergnügt die Hände.

„So," murmelte er vor sich hin, „der erste Theil der Sache wäre abgemacht! Nun an den zweiten, der ist freilich viel schwerer — aber man muß schon etwas wagen, der liebe Herzog bezahlt so reichlich!"

Birko ging, offenbar einen Plan bedenkend, langsam nach der kleinen Herberge, in welcher der Polizeiagent Barter eine Kammer gemiethet hatte.

Dort angelangt, trat er vorsichtig ein und pfiff leise, aber in eigener Weise.

Der Hausknecht kam.

„He, Birko, was führt Dich her?" fragte er erstaunt.

„Kurz und gut, Duttle," sagte Birko; „Du bist ein entschlossener Kerl und thust etwas für Geld."

„So ziemlich Alles," erwiderte Duttle grinsend.

„Wohin führt die Thür hier unten an der Treppe?"

„In den Keller."

„Was ist darin?"

„Stroh und Heu."

„Es kann also Jemand hinunterfallen, ohne sich zu beschädigen?"

„Na, er fällt weich genug."

„Ich gebe Dir einen Souverain. — Oeffne die Thür, bringe mir einen Sack und einen Strick; dann gehe hinauf und sage dem Mann, der bei Euch wohnt, paß auf, Duttle, sage ihm: die junge Dame von da drüben lasse ihm sagen, es sei etwas Wichtiges vorgefallen, er möge gleich zu ihr kommen. Der Mann wird herunterkommen, ich stehe hinter der Thür, streife ihm den Sack über den Kopf und werfe ihn hinunter ... ist Licht im Keller?"

„Eine Laterne an der Wand."

„Gut; dann springst Du mit mir in den Keller, hilfst mir schnell den Kerl binden und gehst Deiner Wege."

Der Hausknecht schüttelte den Kopf.

„Gefährliches Ding," sagte er, „man kann übel dabei wegkommen."

„Höre, Duttle, liegt Dir viel an Deiner Stelle hier?"

„Allzugut ist sie freilich nicht."

„Wenn Du thun willst, was ich von Dir verlange, komme ich morgen, noch ehe der Tag graut, wieder her — ich gebe Dir zwanzig Pfund und Du kannst Dir an irgend einem andern Ort einen Platz suchen, Du befreist den Gefangenen und machst Dich schnell aus dem Staube."

„Wenn's so ist, ja!"

Duttle ging und kam gleich mit einem Sack und einem Strick zurück.

„Da sind die Werkzeuge," sagte er lachend, und stieg die Treppe hinauf.

Zwei Minuten waren noch nicht vergangen, als John Barter, eilig gefolgt von dem Hausknecht, erschien.

(Fortsetzung folgt.)